

Selbstreferenz und Rationalität

(11. Kapitel)

12.1

Das Kapitel „Selbstreferenz und Rationalität“ macht ein Problem der Darstellung von Theoriearbeit deutlich. Eigentlich ist Selbstreferenz einer der Grundbegriffe und der grundlegenden Sachverhalte für die in der Einleitung des Buches konstatierten Paradigmenwechsel in der Systemtheorie (SS 24ff.). Und dennoch wird die genaue Ausführung einer soziologischen Theorie der Selbstreferenz fast am Ende dieses Grundrisses einer Theorie sozialer Systeme platziert. Luhmann hat immer wieder die unumgängliche Notwendigkeit linearer Darstellung von Theoriearbeit problematisiert. Die Theorie habe „einen Komplexitätsgrad erreicht, der sich nicht mehr linearisieren lässt“ und daher habe er gar nicht erst versucht „Theorieform und Darstellungsform in Einklang zu bringen“ (SS 14). Der rekursive Theorieaufbau setzt sich sozusagen auch gegen die lineare Darstellungsform durch. Denn der Entfaltung einer soziologischen Theorie der Selbstreferenz liegt zwar die im Sinnkapitel entwickelte Verallgemeinerung des Sinnbegriffes zugrunde, jene beruht aber zugleich auf einer Theorie der Selbstreferenz (SS Kap. 2). Im Kern geht es darum, Sinn nicht für bloße Bewusstseinsvorgänge zu reservieren, sondern zugleich für soziale Operationen verfügbar zu machen. Danach bedarf die Analyse von Operationen im Sinnmedium wie Beobachtungen oder Kommunikationen keineswegs eines Subjektbegriffs noch sind diese Operationen ausschließlich als

Leistungen des Bewusstseins zu beschreiben. Psychische und soziale Systeme werden hier vielmehr als je besondere Instanzen eines sinnverarbeitenden Systems verstanden, die sich unabhängig voneinander analysieren lassen, obgleich sie sich wechselseitig voraussetzen. Auch die Frage der Selbstbezüglichkeit kann so von ihrem klassischen Standort im menschlichen Bewusstsein oder Subjekt gelöst und auf soziale Systeme bezogen werden. Das Problem der Nichtreduzierbarkeit des Sozialen auf das Bewusstsein wurde eingeführt, um die Operation der Kommunikation als genuin soziale zu erläutern (SS Kap. 4). Die Einsicht der Unreduzierbarkeit des Sozialen wird im Selbstreferenzkapitel wieder aufgenommen. Sie ist, so Luhmann, „nichts anderes als die Erfahrung der Selbstreferenz des Sozialen“ (SS 594).

Eines der wichtigsten Themen in soziologischer und interdisziplinärer Forschung zur Zeit der Entstehung des Buches war die Überwindung der Strukturlastigkeit soziologischer Theorie. Luhmanns Antwort auf dieses Problem besteht in der radikalen Temporalisierung der Theorie, die nicht ohne Konsequenzen für eine Sozialtheorie der Selbstreferenz bleibt. Wenn Ereignisse, wie in Kap. 8 ausgeführt, als temporalisierte Letztelemente sozialer Systeme fungieren, stellt sich das Problem, wie diese Systeme trotz des Dauerzerfalls ihrer Elemente Kontakt mit sich selbst halten, indem sie simultan auf sich selbst und auf anderes Bezug nehmen. Selbstbezüglichkeit ist keineswegs ein erst in der neueren Systemtheorie entdecktes Phänomen. Es gibt eine reiche Semantik des Selbstbezugs (das Denken des Denkens, die in sich selbst begründete Vernunft, die Selbstliebe, das Lieben der Liebe) auf die Luhmann verweist, es gibt traditionelle Analytiken der Selbstbezüglichkeit (Phänomenologie, Subjekt- und Transzendentalphilosophie), von denen er sich abgrenzt; schließlich ist das Problem der Selbstreferenz ein tradiertes Problem der Logik.¹

Was also ist neu an Luhmanns Erörterung des Problems der Selbstreferenz und was genau ist damit gemeint? Luhmann nimmt gegenüber der Tradition und gegenüber der „klassischen“ Systemtheorie zwei entscheidende theoretische Umbauten vor. Neu ist, dass auch soziale Systeme als Selbst fungieren – eine Pluralisierung der Selbst also; neu ist außerdem die Übertragung des Problems der Selbstbezüglichkeit auf die Ebene der Konstitution von Elementen. Der Begriff Selbstreferenz, so Luhmann, „bezeichnet die Einheit, die ein Element, ein

1 Die berühmte Aussage eines Kreters: „Alle Kreter lügen“, führt zur logischen Unentscheidbarkeit.

Prozess, ein System für sich selbst ist. [...] Der Begriff definiert nicht nur, er enthält auch eine Sachaussage, denn er behauptet, dass Einheit nur durch eine relationierende Operation zustande kommen kann; dass sie also zustande gebracht werden muss und nicht als Individuum, als Substanz, als Idee der eigenen Operation immer im voraus schon da ist.“ (SS 58)

Das Hauptanliegen des Kapitels besteht dann auch darin, die verschiedenen Arten von Selbstreferenz zu identifizieren und genauer darzustellen, „die in sozialen Systemen nebeneinander vorkommen können“ (SS 596). Das bezieht auch die Erörterung des Problems der Untrennbarkeit von Selbstreferenz und Fremddreferenz ein; denn Selbstreferenz kann immer nur mitlaufende Selbstreferenz sein. An die Erörterung der selbstbezüglichen Form der Reflexion schließt Luhmann die Überlegung an, „ob man über Rationalität anders denken müsse als bisher“ (SS 638). Die Frage ob auch Artefakte als selbstreferentielle Entitäten beobachtbar sind – wie es die Second-Order-Cybernetics annimmt – wird mit offenem Ausgang gestellt.² Auffällig ist, dass das Kapitel erstaunlich oft auf gesellschaftstheoretische Analysen vorgreift; insofern fügt es sich zwar in den Gesamtaufbau des Buches ein, springt aber aus der theoriepuristischen Logik des Grundrisses einer allgemeinen Theorie heraus, indem es die soziologische Fruchtbarkeit des Konzepts selbstreferentieller Systeme mitdemonstriert.

12.2

Von Selbstreferenz, in der von Luhmann eingeführten unterscheidungstheoretischen Variante, ist immer dann die Rede, wenn die Operation der Referenz auf der Grundlage einer Unterscheidung etwas bezeichnet, mit dem sie sich selbst identifiziert. Selbstreferentielle Operationen bezeichnen also immer etwas, dem sie selbst zugehören. Identifikation und Zuordnung der Selbstreferenz zu einem Selbst hängen davon ab, von welcher Unterscheidung das jeweilige Selbst bestimmt wird. Wir hatten festgehalten, dass die von Luhmann identifizierten Selbstelement, Prozess und System sind, die dazugehörigen Formen der Referenz sind basale Selbstreferenz, Reflexivität und Reflexion. Während der basalen Selbstreferenz die Unterscheidung von Element/Relation zugrunde liegt, entstehen und beobachten sich Prozesse mit Hilfe der Vorher/Nachher-Differenz, die

2 Zur Reflexivität von Bildern vgl. Schubach (2010).

Reflexion beruht auf der System/Umwelt-Differenz. Die drei Selbstreferenzen bilden eine Einheit, sie wirken selbdrift. So setzt Reflexion die Leistungen der beiden anderen Selbstreferenzen voraus, basale Selbstreferenz enthält die beiden höheren Formen in ihrem latenten Bezug auf Einheit und Prozess des Systems bereits in sich. Luhmann hält in diesem Kapitel dezidiert fest, dass alle sozialen Systeme über rudimentäre Formen der Selbstbeobachtung verfügen, also niemals „blind“ operieren (SS 618). Das ist insofern plausibel, als jede Anschlussoperation eine Systemzuordnung des vorausgegangenen Elements mitproduziert – und somit eine Beobachtungsleistung vollzieht – da Ereignisse ihren Sinn ja erst in der relationierenden Operation erhalten. Die Abschnitte III bis VI sind der Erörterung der drei genannten Formen der Selbstreferenz gewidmet, die in Tabelle 1 in synoptischer Form dargestellt sind.

Wenn soziale Systeme mit einer temporalisierten Komplexität ausgestattet sind, muss die Theorie eine Antwort für das Problem der Verknüpfung von Ereignissen entwickeln. Das Kausalmodell der Regelkreis-Kybernetik kann ausgeschlossen werden, denn ein im Entstehen bereits wieder verschwindendes Ereignis kann nicht Element eines Kausalzusammenhangs sein. Luhmanns Lösung des Problems, wie Relationen zerfallsanfällige Elemente miteinander verbinden, orientiert sich an dem sinntheoretischen Gedanken des Verweisungszusammenhangs, eines vorreflexiven Vor- und Rückgriffs auf gegenwärtige Vergangenheit und Zukunft im Modus der erstreckten Gegenwart.³ Erst die Differenzierung der Zeitdimension in Zukunft und Vergangenheit, die in der Gegenwart als Horizonte zur Verfügung stehen, erlaubt somit die Verknüpfung irreversibler, zeitgebundener Ereignisse in Sinnsystemen (SS 609). Interaktionen sind ein gutes Beispiel dafür, wie Sozialsysteme beständig das Problem des Anschlusses unter Bedingung der Irreversibilität der Zeit zu lösen haben – sie stehen unter ständiger Bedrohung des gewünschten oder unerwünschten Abbruchs. Jedes Ereignis steht in einem Verweisungszusammenhang mit anderen Ereignissen und gewinnt so seine Einheit. Es bestimmt seinen Sinn über den Bezug auf vorangegangene Ereignisse und den Verweis auf mögliche weitere Ereignisse, die dann – einmal aktualisiert – ihrerseits wieder diesen und ihren eigenen Sinn (neu) qualifizieren. Basale Selbstreferenz

3 Siehe dazu mit Bezug auf Husserls Konzeption eines Zusammenspiels von „Protention“ und „Retention“ Bohn (1999, 30ff.).

kann so im Unterschied zur Reflexivität nur im Zeitlauf direkt aufeinander folgende Ereignisse hervorbringen und verknüpfen, während Reflexivität als Referenzmodus die Abfolge von Ereignissen im Zeitlauf überspringen kann. Basale Selbstreferenz kopiert die Irreversibilität der Zeit in das System hinein. Sie gewährleistet durch relationierende Bezugnahme auf das Selbst – in diesem Fall auf das Element – Kontinuität durch sukzessives Anschließen, bleibt aber selbstvergessen und reichlich strukturlos.

Komplizierter ist der Fall des reflexiven Selbstbezugs, dessen Selbstes ja als Prozesse identifiziert wurden. Auch Prozesse werden im System im Modus des Selbstbezugs hergestellt. Nicht jede Ereignisfolge ist schon ein Prozess und nicht jeder Prozess erlaubt Reflexivität. Rituale etwa zeichnen sich durch ihre Reflexivitätsresistenz aus, man kann sie weder abkürzen noch kann man sie verändern. Prozessbildungen beruhen auf Selektionsverstärkungen im Sinne der Einschränkung möglicher Anschlusshandlungen. Das erfordert Elemente gleicher Typik wie Kommunikationen, Macht-, Rechts- oder Erziehungsoperationen. Auf sich selbst angewandt, also reflexiv werden können Prozesse nur auf der Grundlage selbstselektiver Strukturen von Prozesslogiken. Die Grundform prozessualer Reflexivität ist in der Theorie Luhmanns daher immer „die Selektion von Selektionen“ (SS 610). Interaktionen, Organisationen und das Gesellschaftssystem operieren immer dann im Modus der Reflexivität, wenn Prozesse auf sich selbst angewendet werden, indem sie die Einheit des Prozesses im Prozess selbst zur Geltung bringen. Das kann Kommunikation über Kommunikation sein im Sinne einer Kommentierung des Kommunikationsverlaufs, einer Rückfrage oder einer „repair“-Operation; es können machtgestützte Anweisungen zur Anwendung von Macht anderer in Organisationen, es kann aber auch die machtgestützte Vermeidung der Machtanwendung sein; es kann die Erziehung der Erzieher sein. Die Selektionsverstärkung einer prozessualen Selbstreferenz liegt folglich darin, dass sich die Ereignisabfolge im Kommunikationsablauf selbst als Einheit repräsentiert findet und damit auf gerade diese Abfolge (oder ihr Ausbleiben) hinwirken kann. Luhmann verweist hier auf die Ausdifferenzierung besonderer „Reflexiveinrichtungen“, die dann auch das Nichtstattfinden eines Prozesses kontrollieren und thematisieren können und es so erlauben, reflexive Prozesse als strukturändernde Prozesse einzusetzen (SS 612).

Tabelle 12.1: Formen der Selbstreferenz

Formen der Selbstreferenz	Selbst	Leitdifferenz: Mögliche Operationen
Basale Selbstreferenz	Element	Element/Relation Relationierung von Elementen <ul style="list-style-type: none"> • Autopoietische Reproduktion
Reflexivität	Prozess	Vorher/Nachher –Differenz Strukturänderung Selektionsverstärkung Grundform: Selektion von Selektion <ul style="list-style-type: none"> • Kommunikation über Kommunikation • Beobachtung von Beobachtung • Machtanwendung oder machtgestützte Vermeidung von Macht in Machtprozessen • Zahlungen für Geld • Lieben der Liebe • Erziehung der Erzieher
Reflexion	System	System/Umwelt-Differenz Reflexion Selbstbeobachtung Selbstbeschreibung > Reflexionstheorien <ul style="list-style-type: none"> • Selbstdarstellung • Selbstsimplifikation • Rationalität

Reflexivität gilt in der vorgestellten Theorie als ein sehr allgemeines Prinzip der Ausdifferenzierung und Steigerung. Besonders wichtig für den Aufbau der Theorie ist die Frage, unter welchen Bedingungen Reflexivverhältnisse spezialisierbar sind. Das Zahlen von Zahlungen im Sinne eines institutionalisierten Handels mit Geld führt zur Reflexivität des Geldgebrauchs. Dass und wie Liebe kommuniziert und praktiziert wird, ist zugleich Beweis der Liebe und kann nicht jenseits der Selbstreferenz des Liebesmediums legitimiert werden. Reflexive Mechanismen wie das Lieben der Liebe, Handel mit Geld und Derivaten, das Forschen über Wissenschaft oder die Anwendung von Macht auf Macht sind daher ganz entscheidende Bedingungen für die Herausbildung symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien wie Geld, Macht, Liebe, Wahrheit.

Mit der funktionalen Spezifikation gesellschaftlicher Kommunikationsprozesse könne dann auch prozessuale Reflexivität mögliche Kontrollleistungen der jeweiligen Prozesse durch sich selbst erbringen. Die – aus der Distanz – eher optimistische Idee war zum Zeitpunkt der Publikation des Buches 1984, dass das reflexiv gewordene Geldmedium ein hervorragendes soziokulturelles Anschauungsobjekt für den Zusammenhang von hohem gesellschaftlichem Reflexivitätsniveau, Störanfälligkeit und hoher „Rekuperationsfähigkeit“ sei (SS 616).

Die gesellschaftsstrukturellen Implikationen jener reflexiv gewordenen kommunikativen Spezialisierungen werden aber vollends erst mit der Erläuterung der dritten Form der Selbstreferenz, der Reflexion deutlich. Auch Reflexion ist eine Sonderleistung des Systems, über die keineswegs alle Systeme verfügen. Für Interaktionssysteme ist der Übergang vom Normalmodus zum Reflexionsmodus eher ungewöhnlich, während gesellschaftliche Subsysteme neben den erwähnten zahlreichen Reflexivitätseinrichtungen auch Reflexionsleistungen, die auf das System als Einheit bezogen sind, hervorbringen. Als Leitdifferenz der Reflexion hatten wir die System/Umwelt-Differenz festgehalten, erst die Reflexion zielt auf die Einheitsbildung des Systems und dessen zeitlicher und sachlicher Abkopplung von der Umwelt. Vieles spricht dafür, dass die dem Modus der Reflexion zugehörigen selbstreferentiellen Operationen wie Selbstbeobachtung, Selbstbeschreibung und die Reflexionstheorien der Subsysteme an den kommunikativen Gebrauch der Schrift – das hatte Luhmann gesehen –, aber auch numerischer und visueller Medien gebunden sind, wie

neuere Forschungen belegen.⁴ Im Vorgriff auf die im späteren Werk nur zum Teil verwirklichten gesellschaftstheoretischen Einzelstudien wird im Reflexionskapitel die Entstehung der Reflexionstheorien der einzelnen Subsysteme seit dem 17. Jahrhundert angeführt und entscheidend für die selbstreferentielle Autonomie der Funktionssysteme mitverantwortlich gemacht: Staatstheorien, Theorien des modernen Verfassungsstaates für die Politik; Erkenntnis- und Wissenschaftstheorien für die Wissenschaft; Rechtstheorie und die Positivierung des Rechts; Reflexionsverdichtungen der Erziehung, der Intimität und der Wirtschaft. Eine bereits mit Diltheys Theorie der Kultursysteme mögliche Beobachtung macht deutlich, dass die Reflexionstheorien zugleich Veranstaltungen des sich simultan autonomisierenden Wissenschaftssystems wie der jeweiligen gesellschaftlichen Subsysteme sind.⁵ Die gesellschaftstheoretische Analyse schließt hier die Gesamttransformation der Differenzierungsform zur funktionalen Differenzierung an. Mit der Aufhebung der hierarchischen Ordnung, die sich am Primat von Religion und Politik orientiert hatte, entsteht eine polykontextuale Ordnung, in der von keinem der Funktionssysteme die Gesellschaft als „Ganze“ repräsentiert werden kann.

Die Beziehung der Subsysteme zu sich selbst und zu ihrer Umwelt – darin ist die innergesellschaftliche Umwelt als spezifische System/Umwelt-Relation enthalten, lässt sich im Kontext einer soziologischen Theorie der Selbstreferenz dann am ehesten über die in Abschnitt VII noch einmal prominent erörterte Untrennbarkeit von Selbstreferenz und Fremddreferenz beschreiben. Sie besagt, dass Systeme zwar immer – aber niemals ausschließlich – im Selbstkontakt operieren und verbindet sich mit der in früheren Kapiteln formulierten systemtheoretisch neuen Annahme, dass soziale Systeme nicht offen oder geschlossen, sondern als informationell offen und operativ geschlossen zugleich operieren. „Das System operiert stets, aber nicht nur, im Selbst-Kontakt. Es fungiert als offenes und als geschlossenes System zugleich.“ (SS 624) Im Selbstkontakt der Reflexion entstandene semantischen Artefakte, die als Reflexionstheorien für die Autonomie der Funktionssysteme bedeutsam sind, erscheinen dann zwar als Einheit des Systems im System, sind aber selbst nur Abkürzungen und Selbstsimplifikationen,

4 Themenheft

5 Siehe dazu Hahn (1999).

da sie zwar auf das Ganze referieren, aber wie alle Selbstbeschreibungen niemals das Ganze sein können.

Interessant ist nun die empirisch vergleichende Beobachtung, auf welcher unterschiedlichen Wegen die Subsysteme ihre selbstreferentielle Autonomie bewerkstelligen. Für die Ausdifferenzierung der modernen durchmonetarisierten Ökonomie hatte ganz offensichtlich das Medium Geld als mitlaufende Sinnverweisung aller Operationen eine herausragende katalysatorische Wirkung. Für die Schließung eines eigenen Sinnhorizontes für Politik hingegen war die mitlaufende Referenz des Machtmediums nicht ausreichend. Vielmehr war die für das Subsystem zentrale Organisation des Staates für die autonomisierte Politik unverzichtbar – eine soziologische Beobachtung, die sich bereits bei Weber andeutet. Staat gilt Luhmann aber zugleich als semantisches Artefakt, als rechtsfähige juristische Zurechnungseinheit und als Selbstbeschreibung des politischen Systems.

12.3

Die Überlegungen zur Simultaneität von Fremdreferenz und Selbstreferenz, von Offenheit und Geschlossenheit machen bereits deutlich, dass das System auf „Zusatzsinn“ (SS 631) angewiesen ist, um das Operieren aus der brach liegenden Dauerschleife reiner Selbstreferenz herauszuführen – ein Zusatzsinn, mit dem sich das System in diesem inhärent instabilen Zustand allerdings unweigerlich anreichert, wie schon die „auto-katalytische“ Dynamik der doppelten Kontingenz zeigt. Hier führt Luhmann den Begriff der „Asymmetrisierung“ (Abschnitt VIII) ein. Über „Asymmetrisierungen“ werden zirkuläre Selbstreferenzen entzerrt und auf Bezugspunkte ausgerichtet, die im System nicht mehr hinterfragt werden, es vielmehr zur Abarbeitung ‚bestimmten‘ Sinns anleiten und antreiben. Einrichtungen dieser Art klassifiziert Luhmann hier entlang der im Sinnkapitel identifizierten Sinndimensionen: Zu den zeitlichen Formen der Asymmetrisierung zählen solche, die auf die Nichtänderbarkeit von Vorhandenem verweisen und es zum unabdingbaren Ausgangspunkt alles Weiteren stilisieren; ebenso solche, die einen künftigen Finalzustand markieren, dem sich das System operativ zu entziehen versucht oder auf den es umgekehrt gerade hinzuwirken bemüht ist. In sachlicher Hinsicht fungieren Externalisierungen entlang der

System/Umwelt-Differenz als derartige ‚Selbstreferenzunterbrecher‘. Das System orientiert sich hier an äußerlichen ‚Realitäten‘. In der Sozialdimension schließlich – hier kommen wieder gesellschaftstheoretische Pointen ins Spiel – sind es ehemals hierarchische Rangvorstellungen gewesen, die das System mit entsprechenden Fixpunkten für die operative „Autopoiesis“ ausgestattet haben. Solche haben sich in der modernen Gesellschaft auf die Ebene der Organisation und ihrer Stellenstruktur verlagert – es gibt keine Könige mehr, wohl aber Abteilungsleiter. An die Stelle des ‚Königs‘ sieht Luhmann hier – ebenso wie Durkheim – zudem das Individuum avancieren. Von ihm und seinem Recht auf Selbstbestimmung hat heute alles „Anschlussverhalten“ auszugehen (SS 633). Die moderne Gesellschaft liefert zugleich aber auch die Möglichkeit, solche Asymmetrisierungen in ihrer Funktion und ‚Kontingenz‘ aufzuheben: Etwa indem sie Soziologen ‚ausdifferenziert‘, die sich dafür den Begriff der Asymmetrisierung erfinden. Der unterminierende Effekt bleibt indes gering, ist doch damit nur die Ersetzbarkeit der Asymmetrisierungsform, nicht der Asymmetrisierung selbst angezeigt. Zugleich rechtfertigen und plausibilisieren sich solche Einrichtungen durch die Strukturen, die sie ermöglichen, gleichsam selbst – man denke nur an das Handlungskonstrukt des Kommunikationssystems, auf das Luhmann in diesem Zusammenhang erneut verweist.

Mit etwaigen Effekten von Selbstbeschreibungen im System sind zugleich die ‚Irrationalitäten‘ der Planung angesprochen (Abschnitt IX): Unter einer solchen wird hier die Beschreibung eines zukünftigen Zustands des Systems durch das System selbst verstanden. Planung ist indes ein im System selbst beobachtbarer Prozess – sie schafft folglich „Reaktivitäten“ und verändert so schon durch ihr Planen das System, mit dem sie plant. Das System ist sich also stets selbst voraus – plant die Planung noch ihre Folgen ein, so wird auch dies im System erfahrbar und schafft erneut unvorhergesehene Folgen, die der Planung zuwiderlaufen können.

Das, wie auch der Selbstreferenzgedanke im Allgemeinen geben hier Anlass, sich um eine Re-Situierung des Rationalitätsgedankens zu bemühen (X). Der Rationalitätsbegriff wird dort angesetzt, wo das System eigene Auswirkungen auf die Umwelt – und über Letztere wiederum auf sich selbst – vorausschauend in Rechnung stellt. Brisanz gewinnt dies vor allem auf der Ebene des Gesellschaftssystems, wo die ‚Eigengesetzlichkeiten‘ der Teilsysteme diese immer weiter über

sich hinaustreiben, ohne dass sie auf homöostatische Gleichgewichte bedacht wären. Mit diesem Rationalitätsbegriff wird hier also ausdrücklich nicht an die Weber'sche Tradition von handlungsleitenden Letztgesichtspunkten angeschlossen – eher schwingt der Gegensatz von formaler und materialer Rationalität mit. Damit ist zugleich die damals hochaktuelle Umweltthematik aufgerufen, zu der Luhmann wenige Jahre später mit „Ökologische Kommunikation“ (1986) einen eigenen Beitrag geleistet hat. Rationalität erfordert aus dieser Perspektive, dass die Umweltprobleme, die die Gesellschaft betreffen, auch im System kommuniziert werden. Denn im Wirklichkeitsbereich der Gesellschaft ist für kommunikative Anschlüsse immer gesorgt – bis die Folgen dieser Anschlüsse diesen ihre eigenen Grundlagen entziehen. Gerade hier sind gesellschaftliche Selbstbeschreibungen mit entsprechender ‚Rationalität‘ anzureichern.

Literatur

- Bohn, Cornelia: Schriftlichkeit und Gesellschaft. Kommunikation und Sozialität in der Neuzeit. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999
- Hahn, Alois: Die Systemtheorie Wilhelm Diltheys, in: Berliner Journal für Soziologie 9 (1999), S. 5–24.
- Schubbach, Arno: Selbstbezügliches Schwarz? Zur Reflexivität von Bildern, in: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 55 (2010), S. 287–301.
- Soziale Systeme, Themenheft: Welterzeugung durch Bilder, 2013 (im Erscheinen)

